

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2025 arsEdition GmbH, Friedrichstraße 9, D-80801 München

arsedition.de/service

Alle Rechte vorbehalten

© Text: Bianka Behrend

Bianka Behrend wird vertreten durch die Agentur Härle

Lektorat: Jana Ronte

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Covergestaltung: M. D. Hirt und Bildmaterial von Trybex / Shutterstock.com,

Inna Sinano / Adobe.Stock.com, Cattallina / Adobe.Stock.com, Lemaris /

Adobe.Stock.com, Maximilian / Adobe.Stock.com, hengkidesen /

Adobe.Stock.com, Ron Dale / Adobe.Stock.com, Idinka /

Adobe.Stock.com, paseven / Adobe.Stock.com, angela0982 / Adobe.Stock.com,

Xenia Snowstorm / Adobe.Stock.com, wirestock / Freepik.com, freepik /

Freepik.com, fabiojalves52 / Freepik.com, rawpixel / Freepik.com

Innenillustrationen: Bianka Behrend

ISBN 978-3-8458-6091-6

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

www.arsedition.de



*Für mein 16-jähriges Ich: Was lange währt, wird endlich gut.
Danke, dass du immer weitergeschrieben hast, denn sonst
wären wir jetzt nicht hier.*





PROLOG



Dunkelheit lag auf Vancouver wie eine Decke aus schwarzem Samt. Wolkenfetzen zogen über den Nachthimmel und das bleiche Silberlicht des fast vollen Mondes erhellte die weißgrauen Kieselsteine, die unter Elaras Stiefeln viel zu laut knirschten. Irgendwo weit entfernt zwischen Zedern-, Eiben- und Kiefernzweigen funkelten die unzähligen Lichter der Hochhäuser wie Sterne und die Spitzen der Berge dahinter verschmolzen mit der Nacht. Elara mochte die Dunkelheit und die Ruhe, die meist mit ihr einherging. In einer schlaflosen Großstadt wie dieser war es selten wirklich still. Immer brummte irgendwo ein Auto, hallte Musik durch die Straßen oder schrillte die Sirene eines Einsatzfahrzeugs. Das Bedürfnis innezuhalten, den unverwechselbaren Geruch nach feuchter Erde, Harz und Wald einzuatmen und den Stress des Tages abzuschütteln, rumorte in ihr, doch in dieser Nacht gab sie ihm nicht nach, denn sie war auf der Flucht. Floh vor einem Mann, den sie bis vor wenigen Minuten noch als Freund bezeichnet hatte. Sie floh nicht unbedingt aus Angst vor ihm, denn sie wusste, dass sie stärker war als er. Sie floh aus Wut und Enttäuschung und der Tatsache, dass sie nicht bereit war, ihm noch mehr wehzutun, als sie es bereits getan hatte. Sie schmeckte Ruß auf der Zunge und

glaubte das Knistern ihrer Magie zu hören, die sich durch den Stoff seiner Jacke bis auf seine Haut fraß, als er sie in dieser Seitengasse unsanft gegen die Wand gedrückt hatte, weil ihr Nein nicht das gewesen war, was er hatte hören wollen. Den Anflug von Schuld, der unterschwellig an ihr nagte, schob sie beiseite. Er hatte sie unter einem Vorwand in diese Bar gelockt. Hatte sie angelogen und ihre freundliche, aber bestimmte Zurückweisung wieder nicht akzeptiert. Innerhalb weniger Atemzüge war der Schmerz in seinen Augen dem Zorn gewichen. Auf sie, auf seinen Bruder und vielleicht auch auf sich selbst. Unwillkürlich rieb sie sich das Handgelenk, das er packte, als sie hatte gehen wollen. Fest wie ein Schraubstock hatten seine Finger sich in ihre Haut gegraben. Das Überraschungsmoment war auf seiner Seite gewesen. Leider ließen die Erinnerungen daran sich nicht so leicht abschütteln wie die Schuldgefühle. Mit schnellen Schritten folgte sie dem Weg nach Norden. Weiter auf die Lichter zu. Der Wind frischte auf, zog zwischen den Gräbern des alten Friedhofs hindurch und verursachte ein hohes Pfeifen, das ihr einen Schauer über den Rücken jagte. Automatisch wanderte ihre rechte Hand an ihren Gürtel und streifte den kalten Knauf ihrer Waffe, während sie die andere tief in der Tasche ihres dunkelgrünen Mantels vergrub. Die Blätter an den Bäumen raschelten so sehr im Wind, dass sie die beinahe lautlosen Schritte hinter sich erst vernahm, als ihr der Geruch von Fäulnis in die Nase stieg. Mit gezogener Waffe wirbelte sie herum und erstickte ihren erschrockenen Aufschrei, indem sie sich so sehr auf die Zunge biss, dass sich der kupferartige Geschmack von Blut in ihrem Mund ausbreitete. Keine zwei Meter von ihr entfernt zeichnete sich eine Gestalt im Mondlicht ab, die nur noch wenig Ähnlichkeit mit einem Menschen besaß. Dürr und ausgemergelt, mit Haut, die sich über durchscheinende Knochen spannte und halbverwestes Fleisch, das so fürchterlich stank, dass es Elara den



Magen umdrehte. Für unendlich lange Sekunden starrte sie den Wendigo an, gefangen von seinen Augen, die wie glühende Kohlen wirkten, gleich denen einer Eule, nur blutunterlaufen und vollkommen ausdruckslos. Noch nie in ihrem Leben war sie einem dieser Wesen begegnet, über die sie an der Akademie so einiges gelesen hatte. Ursprünglich ein normaler Mensch, verwandelte dieser sich nach dem Verzehr von Menschenfleisch in eine monströse Kreatur und streifte fortan, getrieben von einer unersättlichen Gier nach eben diesem, durch die Wälder Nordamerikas. Es hieß, sie seien in der Lage, Besitz von Menschen zu ergreifen und sie so zum Kannibalismus zu zwingen, ehe sie sich selbst verwandelten.

Bewegung kam in die dünnen Glieder des Wendigos. Ein Grollen zerschnitt die Luft und knochenbleiche Zähne blitzten zwischen verfaulten Lippen auf. Elara schob ihre seltsame Mischung aus Faszination und Ekel beiseite. Selten oder nicht; diese Kreatur war blutrünstig und eine Gefahr. Ihr Blitz zischte durch die Luft und ließ den Friedhof für wenige Sekunden taghell werden. Er streifte den Wendigo, schlug in ein Grabmal ein und zersprengte den maroden Stein mit einem Knall. Ihrem Instinkt hatte sie es zu verdanken, dass die aufkeimende Furcht sie nicht lähmte, als die Kreatur einen flinken Satz machte, um sich auf sie zu stürzen. Wie im Training ließ sie sich zu Boden fallen und rollte sich zur Seite. Kieselsteine bohrten sich durch ihren Mantel in ihre Haut, doch das Adrenalin dämpfte jeglichen Schmerz. Sie rappelte sich auf und blickte sich hektisch um. Ihr Atem ging stoßweise. Ein neuer Blitz entstand zwischen ihren Fingern; knisterte und knackte und tauchte ihre Haut in einen bläulichen Schein. Ein Schatten huschte in ihrem Augenwinkel auf sie zu. Intuitiv schleuderte sie die Magie von sich und traf. Der Wendigo heulte kreischend auf und wurde durch die Wucht des Blitzes mehrere Meter zurückgeschleudert.

Elara blinzelte, um ihre Augen nach der gleißenden Helligkeit erneut an die Dunkelheit zu gewöhnen und lauschte angestrengt in die Nacht. Äste raschelten, eine Wolke zog vor den Mond und vertiefte die Schatten des Friedhofs um etliche Nuancen. Sie sollte von hier verschwinden, und zwar auf der Stelle. Die Pistole steckte sie nicht weg. Das schwere Metall verlieh ihr ebenso Sicherheit wie die tanzenden Funken um ihre Finger. Nachdem sie den verräterisch knirschenden Kiesweg verlassen hatte, fiel sie auf dem Rasen in einen schnellen Laufschrift. Jeder Muskel ihres Körpers war zum Zerreißen gespannt. Jedes Knistern, jedes Knacken ließ sie innerlich zusammenzucken, während sie nur darauf wartete, dass der Wendigo hinter dem nächsten Baum hervorgesprungen kam. Doch er tat es nicht. Stattdessen merkte sie, dass sie einmal zu oft abgebogen war und nun zurück in die Richtung lief, aus der sie gekommen war. »Scheiße«, fluchte sie leise, aber lieber rannte sie Nathan in die Arme als dem Wendigo. Mit jedem Schritt kamen die rettenden Lichter der Stadt näher. Schon jetzt wirkte die Dunkelheit weniger durchdringend. Viel zu dicht neben ihr brach ein Ast und ihr Herz setzte für einen Schlag aus. Sie fuhr herum, bereit anzugreifen, doch statt des Wendigos schälte sich Nathans vertraute Gestalt zwischen den Bäumen hervor. Breite Schultern, Lederjacke. Vom Regen in die Traufe. Fantastisch.

»Du solltest besser abhauen«, hörte sie sich sagen. »Hier treibt sich ein Wendigo herum.« Nathan antwortete nicht. Unbeirrt steuerte er auf sie zu, immer schneller. Seine Bewegungen wirkten trotz der Geschwindigkeit abgehackt und entsprachen überhaupt nicht seiner sonstigen Lässigkeit. Eiskalte Furcht sammelte sich in ihrer Magengrube, während sie erkannte, dass etwas ganz und gar nicht stimmte. Dann sah sie ein Paar rotglühender Augen hinter ihrem ehemaligen Freund aufblitzen und aus Ahnung wurde Gewissheit. Nathan überwand die letzten Meter, stürmte ihr entge-



gen, die Hände voll funkensprühenden Feuers auf sie gerichtet. Wertvolle Sekunden verstrichen, weil sie zögerte. Schon krachte er mit ungebremsster Wucht frontal gegen sie. Gemeinsam stürzten sie zu Boden. Der Aufprall presste Elara die Luft aus den Lungen. Angestrengt rang sie um Atem. Gleichzeitig spürte sie, wie die feurige Hitze von Nathans Flammen sich durch die Schichten ihrer Kleidung brannte, roch den Alkohol in seinem Atem und den Zigarettenqualm seiner Jacke. Sein Knie bohrte sich schmerzhaft in ihre Hüfte, seine Hände fixierten ihre Arme auf dem Boden. Die Pistole war ihren Fingern entglitten. Als sie anfang, sich unter ihm zu winden, stieß er ein unmenschliches Knurren aus, hob ihren Oberkörper an und rammte ihn auf den Boden als sei sie ein unliebsames Spielzeug. Schmerz zuckte durch ihren Kopf, Schatten verengten ihr Sichtfeld, doch sie kämpfte mit aller Macht gegen die aufkommende Schwärze an. Der kühle Fluss ihrer Magie half ihr durch den Nebel der Benommenheit. Es gelang ihr, eine Handvoll Blitze auf Nathan zu feuern, doch er schien sie überhaupt nicht zu spüren. Stattdessen stank es streng nach verbranntem Leder. Panik kroch durch ihren Körper, ihre Gedanken rasten. Nichts, was sie tat, schien Nathan dazu zu bringen, seinen Griff zu lockern. Wie ein tonnenschwerer Felsen lastete sein Gewicht auf ihr und beraubte sie jeglicher Bewegungsmöglichkeit. Als er den Kopf herunterbeugte und seine Zähne sich in die Haut ihres Nackens gruben, schrie sie auf. Der reißende Schmerz, das schmatzende Geräusch von Fleisch und sein blutverschmierter Mund so nah an ihrem Gesicht weckten Energien in ihr, von denen sie nicht geglaubt hatte, sie zu besitzen. Mit einem Schrei sammelte sie ihre Kräfte, befreite ihre Arme und drückte ihre Daumen in Nathans Augen, bis er heulend von ihr rutschte. Taumelnd kam Elara auf die Füße, klaubte die Pistole vom Boden und stolperte rückwärts. Der Friedhof verschwamm vor ihren Augen, warmes Blut rann

über ihr Schlüsselbein, Schmerz pulsierte ihren Hals hinauf. Grol-
lend richtete Nathan sich auf. Sein starrer Blick heftete sich erneut
auf sie. Diesmal zögerte sie nicht. Ihr Finger krümmte sich um
den Abzug. Der Rückstoß vibrierte durch ihre Muskeln, der Schuss
dröhnte in ihren Ohren, während Nathans Bewegungen ins Sto-
cken gerieten. Er wankte auf sie zu; völlig lautlos und ohne den
typischen Schock in den Augen. Ein dunkler Fleck breitete sich
blütenartig auf seinem Hemd aus. Glänzend und nass; genau dort,
wo sich sein Herz befand. Elara wich zurück, den Lauf der Pistole
weiterhin auf ihn gerichtet. Ein Schritt, ein weiterer. Dann ging
Nathan in die Knie und sackte kraftlos nach vorn. Die plötzliche
Stille hallte in Elaras Ohren. Ihr Verstand begriff die Tragweite der
Situation nicht. Sie sah Nathan auf dem Kies liegen, spürte das Ge-
wicht der Pistole in ihrer Hand, konnte die beiden Dinge jedoch
nicht in Einklang bringen. Als es in den Schatten der Gräber
knackte, wirbelte sie herum und rannte.



1

WILLKOMMEN AN DER NIGHT LAKE ACADEMY

Hannah

Ich entdeckte Catherine Frey zu spät. Dabei leuchtete ihr dunkelrotes Haar wie ein Warnlicht über die ausgedehnte Waldlichtung und bildete einen starken Kontrast zu den gedeckten Grün- und Brauntönen der Umgebung. Unwillkürlich verlangsamte ich meine Schritte und überlegte fieberhaft, ob es sehr auffällig sein würde, wenn ich mich einfach umdrehen würde und in die entgegengesetzte Richtung davonmarschierte. Würde es. Ganz bestimmt sogar. Vor allem, da Miss Frey sich in dem Moment auf dem Trainingsgelände umsah, ihr Blick mich streifte und schließlich auf mir hängen blieb. Großartig. Also zwang ich meine Füße, sich weiter zwischen den anderen freiwillig trainierenden Pärchen über den Rasen zu bewegen, geradewegs auf sie zu.

»Nach dem Unterricht gehört ihr alle mir.« Ihre kühle Stimme übertönte die Geräusche der Kämpfenden um sie herum problemlos. Mit dem schwarz lackierten Stab in ihrer Hand schrieb sie einen eleganten Bogen und schloss eine Gruppe von etwa fünfzehn Jungen und Mädchen in dunkelblauer Trainingskleidung in ihre Aussage ein. Muskeln spielten unter ihrer Haut; stahlhart und

ausgeprägt. Sogar unter ihrem eng anliegenden Top fiel jeder einzelne davon auf. Sie war selbst nach zwei Jahren, die ich bereits an der Night Lake Academy verbracht hatte, noch ein beeindruckender Anblick. Kein Mitglied der Wächtergarde, das ich in meinem Leben kennengelernt hatte – und das waren dank meiner Mutter einige gewesen – vereinte Kraft, Disziplin und Eleganz so tödlich präzise wie sie.

»Und ich mag es, wenn meine Schüler gut funktionieren«, fuhr sie fort. »Also werdet ihr trainieren, wie ich es von euch erwarte. Tag für Tag. Erkennt eure Fähigkeiten und verbessert sie. Und irgendwann könnt auch *ihr* so kämpfen wie *sie*.« Ihr Stock wirbelte in meine Richtung. Instinktiv wehrte ich ihren Angriff ab und ging in die Offensive, obwohl ich genau wusste, dass ich gegen sie nur verlieren konnte. Niemand, den ich kannte, hatte bisher gegen Catherine Frey gewonnen. Sie war nicht umsonst Offizierin der Wächtergarde und Leiterin des Ausbildungszweigs ebendieser an der Akademie. Aber sie wollte einen Kampf für die neuen Debütanten und den würde ich ihr wohl oder übel liefern müssen. Unser Schlagabtausch dauerte keine Minute. Sie verpasste mir einen Tritt in den Magen, der mir den Atem nahm, mich nach hinten taumeln ließ und mir für verhängnisvolle Sekundenbruchteile die Konzentration raubte. Im nächsten Moment entglitt der Stab meinen Fingern, sie fing ihn geschickt und kreuzte beide Waffen vor ihrer Brust. Wenn das mal keine filmreife Niederlage war. Verlegen nahm ich meinen Stab von ihr entgegen und schob mir eine Haarsträhne hinter das Ohr. Diese eine widerspenstige Locke rutschte aus jedem Zopf, egal wie fest ich ihn auch zog.

»Gut reagiert«, lobte Miss Frey mich, doch ich wusste, dass da gleich ein Aber folgen würde.

»Aber du vernachlässigst deine Deckung. Immer noch.« Sie hob die Brauen und ich zuckte mit den Schultern. Meine Deckung



war mein größter Schwachpunkt. Allerdings half meine Schnelligkeit meist, diesen auszugleichen. Nur nicht gegen sie.

»Hannahs Vater war James Graham«, wandte sie sich wieder an die Gruppe Debütanten, die ich bis dahin erfolgreich ausgeblendet hatte. »Das verschaffte ihr zwar einen Vertrauensvorschuss, doch sie hat trotzdem in den letzten zwei Jahren hart an sich gearbeitet. Und nicht weniger erwarte ich von euch.« Mit einem leichten Nicken bedeutete sie mir, dass ich entlassen war. Mehr als erleichtert trat ich den Rückzug an und umrundete die neuen Schüler und Schülerinnen der Akademie mit gerade so viel Abstand, dass es nicht seltsam wirkte. Ich bildete mir ein, die Blicke der Mädchen und Jungen im Rücken zu spüren. Ein unangenehmes Kribbeln wanderte von meinem Nacken meine Wirbelsäule hinunter und sorgte dafür, dass meine Schultern sich verspannten. Dass Miss Frey mich mit dieser Aktion nicht hatte bloßstellen wollen, wusste ich. Dafür kannte ich sie inzwischen lange genug, doch ich mochte es trotzdem nicht, in einem Atemzug mit meinem Vater genannt zu werden. Sei es auch bloß, um die neuen Debütanten zu beeindrucken. Es reichte bereits, dass jeder, der zum ersten Mal meinen Nachnamen hörte, entweder direkt wissen wollte, ob ich mit Helen Windemear verwandt war oder aber stillschweigend ein Urteil fällte, ohne mich überhaupt zu kennen. Letzteres störte mich deutlich mehr als unverhohlene Neugier. Ich wollte nicht Leinwand für Dinge sein, die jemand mit meiner Mutter verband und dann unweigerlich auf mich projizierte. Schließlich war ich nicht sie und das war gut so.

Hakensschlagend steuerte ich die nächste leere Sandfläche an und absolvierte ein paar simple Übungen, um meine Muskeln warm zu halten. Für Anfang September war es verhältnismäßig schön und die Sonne tat ihr übriges, um zu zeigen, dass sie sich um einen verlängerten Sommer bemühte. Ein leichter Wind fuhr

durch die Wipfel der ewig hohen Kiefern und Tannen, die das Trainingsgelände umgaben und immer dichter wuchsen, je tiefer man in den Wald vordrang. Ich nutzte meinen Stab gerade, um meine Schultern zu dehnen, als ich aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahrnahm. Während ich mich drehte, löste ich meine Haltung auf, umschloss den Kampfstab locker mit einer Hand und lächelte meiner besten Freundin entgegen. Anstelle einer Begrüßung griff Emilia an, sobald ihre Füße den Sandboden berührten. Shit. Ihr Stab zischte durch die Luft und es krachte, als ich meinen in letzter Sekunde in die Höhe riss, um den Schlag abzuwehren. Die Wucht des Aufpralls vibrierte durch meinen gesamten Körper, während Emilia mich triumphierend angrinste. »Überraschungsmoment«, kommentierte sie, drückte ihren Stab schwungvoll nach rechts und entwand mir die Waffe mit einer schnellen Kombination von Schlägen, die ich so gar nicht hatte kommen sehen, weil ich mit solch einem Angriff überhaupt nicht gerechnet hatte. Nicht von ihr. Ich hatte keine Chance. Nicht die geringste. Dumpf landete mein Stab auf dem Boden und sie hielt mir die Spitze ihres Stabs an die Kehle.

»Tot«, stellte sie fest.

»Wer bist du und was hast du mit der echten Emilia Craig gemacht?«, erwiderte ich trocken.

»Überrascht?«

Schnaubend griff ich nach meinem Stab und fixiert sie. »Nochmal.«

Sie nickte und nun war ich vorbereitet. Eine dritte Niederlage wollte ich heute nicht einstecken. Das würde mein Stolz nicht verkraften. Erneut griffen wir einander an. Immer schneller schlug Holz auf Holz, meine Herzfrequenz erhöhte sich, mein Blick fokussierte sich einzig auf Emilia. Ihre schwarzen Haare glänzten wie Pech im hellen Septembersonnenlicht. Sie musste



sie frisch gefärbt haben, denn als ich sie vor den Semesterferien das letzte Mal gesehen hatte, hatte ihr herausgewachsener Ansatz verraten, dass Schwarz nicht ihre natürliche Haarfarbe war, sondern blond. Und zwar ein so helles Blond, das im richtigen Licht fast weiß wirkte. Aber sie hatte beschlossen Schwarz zu ihrer Persönlichkeit zu machen; und es stand ihr hervorragend. Ihr Stab schoss auf mich zu. Ich ließ mich in die Hocke fallen, spürte den Windhauch an meiner Kopfhaut, als der Stab über mich hinweg zischte. Noch im selben Atemzug schob ich meine Waffe zwischen ihre Füße und brachte sie ins Stolpern. Fluchend ruderte sie mit den Armen, während ich aufsprang, ihr Handgelenk packte, ihren Arm nach hinten drehte und sie zu Boden beförderte.

»Jetzt hast du aber nachgelassen«, stellte ich mit hochgezogenen Augenbrauen fest. Sie verschränkte die Hände hinter dem Kopf und blinzelte mich entspannt an.

»Falsch. Ich habe nur nicht vorgehabt, mich gleich am Einführungstag der Debütanten vollkommen zu verausgaben. In einem Training, zu dem du mich vorhin genötigt hast, falls du das vergessen haben solltest. Per Sprachnachricht. Bevor ich überhaupt das Gelände betreten hatte.«

»Ist das so?« Ich hielt ihr meine Hand hin und zog sie auf die Beine.

»Jawohl. Also spar dir deine Ansprache.«

»Es gibt keine.«

»Besser so. Ich bin nämlich nicht bereit, eine zu hören.«

»Na schön, kurze Pause?«, erkundigte ich mich versöhnlich und Emilia nickte. Sie wischte sich mit dem Handrücken Schweiß von der Stirn, die selbst nach sechs Wochen Hochsommer und einer Kreuzfahrt durch die Karibik mit ihrer Familie noch immer alabasterblass war. Wenn ich es nicht besser wüsste und einen

Haufen Beweisbilder hätte, würde ich glauben, sie hätte sich die gesamte Reise über in ihrer Kabine versteckt.

»Ich habe dieses ätzende Kampftraining absolut nicht vermisst.« Sie griff nach der Wasserflasche, die am Rand unserer Trainingsfläche stand. Bereits nach einem Schluck verzog sie das Gesicht. »Außerdem gibt es nichts Schlimmeres als lauwarmes Wasser aus einer Plastikflasche.« Angeekelt schraubte sie die Flasche zu und warf sie zurück ins Gras.

»Doch, da würden mir einige Dinge einfallen«, erwiderte ich. »Zum Beispiel die Tatsache, dass ich mir ein weiteres Jahr dein Geschnarche anhören muss.«

Demonstrativ verdrehte sie die Augen. »Überleg dir endlich mal was Besseres, Windemear.«

»Wie wäre es damit? Ananas auf Pizza.«

»Wir müssen dringend an deinem Sinn für Humor arbeiten«, schoss Emilia zurück.

»Das sagt die richtige.« Sekundenlang starrten wir einander regungslos an und ich bemühte mich um eine ernste Miene. Vergeblich. Das Schmunzeln schlich sich von ganz allein auf meine Lippen. Emilia hingegen beherrschte ihre Gesichtszüge hervorragend. Könnte sie Pokern, würde sie – mich eingeschlossen – jeden an dieser Akademie gnadenlos abziehen. Außer vielleicht unsere Direktorin und Miss Frey.

»Es ist schön, dich wiederzusehen.« Und endlich erwiderte sie mein Lächeln breit grinsend, was bei ihr einer Umarmung gleichkam.

»Dito.«

»Also dann? Runde zwei?«, erkundigte ich mich.

»Habe ich eine Wahl?«

»Nicht wirklich. Wir wollen doch, dass du die Nahkampfprüfung dieses Jahr bestehst. Sonst darfst du eine weitere Ehrenrunde



drehen und dann habe ich meinen Abschluss am Ende noch vor dir in der Tasche, obwohl ich erst ein Jahr nach dir angefangen habe.«

Emilia grummelte etwas, das sich in meinen Ohren verdächtig nach einem Fluch anhörte, kickte ihren Stab aber mit der Schuhspitze vom Boden hoch und fing ihn geschickt auf. Ihre langen schwarz lackierten Nägel blitzten dabei wie die Krallen einer Katze.

Mit jeder Runde fanden wir etwas mehr in unseren vertrauten Rhythmus. Ich schonte Emilia nicht, denn ich wusste, sie würde es hassen, wenn ich es täte. Immer wieder flog ihr Stab durch die Luft, entglitt ihren Fingern oder landete zusammen mit ihr im Sand. Sie verlor, verlor und verlor, aber sie rappelte sich jedes Mal mit verbissener Miene wieder auf. Zwischendurch korrigierte ich ihre Haltung, ihre Fußarbeit und Deckung, ohne dabei selbst aus dem Tritt zu geraten. Mein Körper funktionierte einfach. Er wusste, was zu tun war, während mein Herz Sauerstoff und einen Haufen Glückshormone durch meinen Kreislauf pumpte und die Leere in meinem Kopf sich einfach nur gut anfühlte.

Schließlich gelang es ihr, mich beinahe zu besiegen, doch ich tauchte in letzter Sekunde unter ihrem Hieb hinweg. »Unentschieden«, keuchte sie vollkommen außer Atem.

»Gibt es nicht«, erwiderte ich und hob mit brennenden Armen meinen Stab.

»Okay, dann ergebe ich mich. Ich kann nämlich nicht mehr.« Erschöpft ließ sie ihre Waffe fallen und stützte ihre Hände auf die Knie. Strähnen ihrer schwarzen Haare blieben auf ihrer verschwitzten Haut kleben. Meine Locken kräuselten sich von der Feuchtigkeit.

»In Ordnung«, sagte ich schwer atmend. »Wenn wir das mindestens dreimal die Woche wiederholen, sehe ich gute Chancen für dich.«

»Beim nächsten Netflix-Abend bestelle ich dir eine Pizza mit Ananas und Champignons drauf«, knurrte sie.

»Ich hab dich auch lieb«, erwiderte ich.

»Oder ich tausche den Inhalt deines Kleiderschranks gegen meinen.«

Jetzt wurde sie persönlich. »Dünnes Eis, sehr dünnes Eis«, warnte ich sie.

»Ist mir bewusst.« Ein diabolisches Glitzern trat in ihre blauen Augen. Oh, sie wusste genau, wie sie mich provozieren konnte und dummerweise sprang ich jedes Mal drauf an.

»Hey, Windemear, nutzt ihr die Grube noch oder können wir sie haben?«, tönte auf einmal eine tiefe Stimme zu uns herüber. Mein Blick wanderte über das Trainingsgelände und fand den Besitzer der Stimme auf Anhieb. Lässig schlenderte Grayson Walsh auf uns zu. Sein Zwillingbruder Trey folgte ihm wie ein Schatten. Die beiden waren aus meinem Jahrgang und glichen sich wie ein Ei dem anderen. Ich konnte sie nur auseinanderhalten, weil Grayson sein Nachtfaltertattoo auf dem Hals trug, während Trey sich seines auf den Oberarm hatte stechen lassen. Ansonsten gab es haselnussbraune Augen, kantige Gesichtszüge, eine dominante Nase und kurz rasierte Haare im Doppelpack.

»Wir sind durch«, antwortete Emilia an meiner Stelle, schnappte sich ihre Flasche und trat aus dem Sand. Ihr Brustkorb hob und senkte sich noch immer angestrengt.

»Der Platz gehört ganz euch«, fügte ich hinzu und untermalte meine Worte mit einer ausladenden Geste.

Grayson grinste breit und boxte seinem Bruder gegen die Schulter, dessen Miene nicht einmal halb so viel Begeisterung versprühte. Offenbar wurde hier noch jemand zum Training gezwungen.

»Viel Vergnügen«, wünschte ich, ehe einer der beiden auf die



Idee kam, uns in ein Gespräch zu verwickeln. Emilia registrierte meinen Wink mit dem Zaunpfahl augenblicklich. Nebeneinander liefen wir über das Trainingsgelände. Es war merklich voller geworden. Aus irgendeinem nicht ersichtlichen Grund war freiwilliges Training noch vor dem ersten Unterrichtstag besonders beim dritten und vierten Jahrgang extrem beliebt.

»Haben wir einen Plan?«, erkundigte ich mich bei Emilia.

»Duschen. Ganz dringend duschen. Mir klebt Sand an Stellen, an die er überhaupt nicht hätte kommen sollen.« Sie verzog das Gesicht und löste im Gehen ihren Zopf. Sandkörner rieselten um sie herum zu Boden, als wollten sie ihre Aussage bestätigen.

»Kann ich gar nicht nachvollziehen«, zog ich sie auf und wich ihrem Ellenbogen, der es auf meine Taille abgesehen hatte, elegant aus. »Aber gut. Ich besorge uns solange etwas zu essen, du kannst danach in Ruhe auspacken und wir machen uns für das Begrüßungsfest fertig, einverstanden? Roberta hat garantiert Butterkuchentörtchen für heute Abend gebacken. Vielleicht tritt sie mir zwei davon ab.« Bei der Erwähnung der sündhaft süßen Törtchen unserer Akademieköchin glätteten sich die missmutigen Falten auf Emilias Stirn. »Deal«, erwiderte sie sichtlich zufrieden. Den Rest des Weges fragte ich sie über die Reise mit ihrer Familie aus und wollte jedes noch so kleine Detail wissen. Wie war das Essen gewesen? Welcher Hafen hatte ihr am besten gefallen? Wo wäre sie gerne länger geblieben? Lachend ließ sie meine Fragenflut über sich ergehen und gab sich schließlich alle Mühe, jede einzelne ausführlichst zu beantworten. Derweil spielte die Sonne mit den Zweigen der Bäume und verwandelte den Waldboden in ein Mosaik aus Licht und Schatten. Über uns hallte das Kreischen eines Raubvogels durch die Luft. Rechts stieg das Gelände langsam aber beständig an und der Wald würde bald dem kahlen Fels der Berge weichen, die das Paradise Valley auf beiden Seiten rahmten.

Als die ersten Gebäude der Akademie in Sicht kamen und die Bäume freier Wiese und vereinzelter Büschen wichen, nahm ich einen letzten tiefen Atemzug.

»Auf in den Kampf«, murmelte ich.

»Ich erwarte einen Sieg«, erwiderte Emilia und zeigte auf ihren Bauch. »Wir brauchen Butterkuchentörtchen.«

»Und ich hoffe, du bist nicht allzu enttäuscht, wenn ich mit leeren Händen zurückkomme.«

»Wann ist das je geschehen?«

»Es gibt immer ein erstes Mal.«

»Ja, ja, und die Erde ist eine Scheibe. Optimismus ist der Weg zum Glück. Oder in unserem Fall der Weg zum Kuchen. Also husch, husch.« Mit hochgezogenen Augenbrauen vollführte meine beste Freundin eine Handbewegung, die aussah als wollte sie eine Fliege verscheuchen. Nur, dass sie mich meinte und kein summendes Insekt. Na, herzlichen Dank auch.

»Bin schon weg.« Ich hob kapitulierend die Arme, doch Emilia hatte sich bereits abgewandt und marschierte zielstrebig den festgetretenen Pfad in Richtung Schülerunterkünfte entlang.

»Bei allen Nachtfaltern dieser Erde«, murmelte ich kopfschüttelnd, drehte mich um und lief in die entgegengesetzte Richtung. Vor dem Hauptgebäude der Akademie herrschte geschäftiges Treiben. Koffer wurden geschoben und irgendwo wurde in Wiedersehensfreude viel zu laut gequitscht. Ich bahnte mir mit eingezogenen Schultern meinen Weg zwischen den lachenden Grüppchen der höheren Semester hindurch und quetschte mich hinter einem Pulk aus Neuankömmlingen über die massive Holzveranda durch das breite Eingangstor ins Innere des Haupthauses. Der vertraute Anblick der hohen Balkendecke, der vertäfelten Wände und der vielen gerahmten Fotos ließ mich lächeln. »Alle mal hergehört!«, übertönte Mr. Adams' dröhnende Stimme den Lärm dutzender



Kehlen – Erstsemester, die ihre Führung durch das Gebäude bekamen. Beinahe augenblicklich kehrte Ruhe ein. Der stellvertretende Direktor hatte sich auf den Stufen der breiten Treppe aufgebaut, die ins nächste Geschoss führte. Sein Auftreten flößte Respekt ein, was unter anderem daran lag, dass er in der dunkelbraunen Jeans, dem weißen, hochgekrempelten Hemd, der schwarzen Weste und den Cowboystiefeln wie eine ältere, aber nicht weniger attraktive Variante von John Reid aus »The Lone Ranger« aussah. »In diesem Gebäude befinden sich die Unterrichtsräume für die theoretischen Fächer Wirtschaft, Politik, Pädagogik, Literatur und Naturwissenschaften. Je nach Einheit wird Magielehre ebenfalls hier oder aber im Freien stattfinden. Das Trainingsgelände für den Kampfunterricht zeigt euch im Anschluss. Offizierin Frey, sobald sie mit den Debütanten des Wächterjahrgangs durch ist. Das Direktorat und das Zimmer der Magister ist für euch tabu, es sei denn, Direktorin Griffin oder jemand aus meinem Kollegium verlangt nach euch. Ihr habt die Möglichkeit, im gemeinsamen Speisesaal bereitgestellte Mahlzeiten einzunehmen. Die Essenszeiten findet ihr in euren Unterlagen oder online in der Akademie-App.«

Vorsichtig schob ich mich am Rand der Gruppe vorbei. Viel zu gut erinnerte ich mich an meinen Einführungstag vor zwei Jahren. An die Nervosität und die kribbelnde Aufregung. Die Akademie und ihre Räumlichkeiten waren mir damals bereits vertraut gewesen, da meine Mutter mich regelmäßig zu Besuchen mitgenommen hatte und doch hatte sich alles so neu angefühlt, als ich offiziell als Schülerin aufgenommen worden war, um eine Nachtfalterträgerin zu werden. Nun trug ich seit knapp einem Jahr das magische Tattoo des Abendpfauenauges auf der Haut direkt unter meinen Schlüsselbeinen.

»Entschuldigung«, murmelte ich, als ich versehentlich ein Mäd-

chen anstieß, das Mr. Adams mit großen Augen an den Lippen hing. Sie reagierte nicht. Schnell pirschte ich weiter. Währenddessen fuhr der stellvertretende Direktor mit seiner Ansprache fort.

»Die Hausregeln findet ihr ebenfalls in euren Unterlagen, aber da ich genau weiß, wie gerne sie überblättert und ignoriert werden, wiederhole ich gerne die Wichtigsten davon jetzt, damit niemand am Ende behaupten kann, er oder sie hätte von nichts gewusst.« Bedeutungsvoll wanderte der Blick aus seinen durchdringend grauen Augen über die Gruppe. Ich schmunzelte. Denselben Spruch brachte er jedes Jahr wieder.

»Nachtruhe beginnt um zehn, was bedeutet, dass keiner danach ohne Erlaubnis auf dem Gelände herumspaziert. Haltet euch daran. Es könnte sonst sehr ungemütlich werden und mit Direktorin Griffin ist nicht gut Kirschen essen, wenn es um Regelverstöße geht. Außerdem ist es nicht gestattet, das Akademiegelände zu verlassen, außer an den Wochenenden oder zu bestimmten Anlässen. Solltet ihr absichtlich eure Kräfte gegen einen anderen Schüler oder eine Schülerin richten, wird dies streng bestraft. Der Unterricht beginnt um halb acht. Seid pünktlich. Auch das ist eine gutgemeinte Empfehlung meinerseits. Nun folgt mir.« Unter verhaltenem Geflüster setzte sich die Gruppe in Bewegung. Ich nutzte die Gunst der Stunde, um mich an die Spitze durchzuschieben und rasch die Treppe hinaufzugehen. Oben angekommen steuerte ich zielstrebig die Flügeltür zum Speisesaal an. Wie der gesamte Rest der Akademie wirkte auch dieser Raum, als sei er einem alten Western entsprungen. Viel dunkles Holz, Wagenräder, Hufeisen und halb verrostete Metallschilder dienten als Dekoration. Doch hinter dem charmanten Äußeren steckte höchst moderne Technik. Es gab indirekte Lichtquellen, effiziente Klimaanlage und vor allem eine so gut ausgestattete Küche, die jeden Starkoch vor Neid erblassen lassen würde. Genau die war mein Ziel. Als ich



durch die unscheinbare Schwingtür auf der gegenüberliegenden Seite des Speisesaals trat, wähnte ich mich in einer anderen Welt. Statt Holz und diffusem Licht herrschten in Robertas Reich kaltes Metall und grellweiß leuchtende Lampen über polierte Töpfe, Spülbecken und Arbeitsflächen. Ich hielt kurz inne. Geschirr klappte, in etlichen Pfannen und Töpfen brutzelte und köchelte es, Robertas sechsköpfiges Team wirbelte in organisiertem Chaos um die Kochinseln und Arbeitsflächen herum, rührte, schnitt und schälte. Ein intensiver Duft nach angebratenem Knoblauch, geschmolzener Butter und frischem Teig erfüllte die Luft. Unwillkürlich grummelte mein Magen und erinnerte mich an all die Köstlichkeiten, die wir heute Abend aufgetischt bekommen würden. Und an die Butterkuchentörtchen.

»Wen haben wir denn da?«

»Roberta.« Meine Mundwinkel wanderten von ganz allein in die Höhe, als die Köchin auf mich zumarschiert kam. Die schneeweiße Schürze, die um ihre Taille gebunden war, wies keinen einzigen Fleck auf; nicht einmal einen Fettspritzer. Wie ihr das gelang, war mir bis heute ein Rätsel.

»Lass mich raten«, sagte sie und stemmte die Hände in die Hüften. »Du kannst die paar Stunden bis zum Fest nicht abwarten und bist auf der Suche nach etwas Essbarem. Vorzugsweise mit viel Zucker.«

Ich war so durchschaubar. »Erwischt«, gab ich zu, denn leugnen war zwecklos.

»Wusste ich es doch.« Ihr Lächeln wurde noch eine Spur breiter und zauberte kleine Fältchen um ihre erstaunlich hellblauen Augen. »Also gut, schauen wir mal, was ich da habe.« Zackig wie eine Offizierin drehte sie sich um und stapfte los. Ich huschte ihr hinterher, tunlichst darum bemüht, niemanden von der Arbeit abzulenken oder irgendwo anzustoßen.

»Lass es noch zwei Minuten garen«, wies Roberta einen jungen Mann mit verstrubbelten braunen Haaren an, die er mit einem Kopftuch zusammengebunden hatte. Bevor er hätte reagieren können, galt ihre Aufmerksamkeit bereits einem Blech voller kleiner Fladenbrote, das von einer Frau aus einem der Öfen geholt wurde.

»Wunderbar, Zoey«, kommentierte sie und begutachtete die goldbraunen Vierecke mit einem zufriedenen Gesichtsausdruck – der augenblicklich schwand, als es ohrenbetäubend schepperte und jemand lautstark zu fluchen begann.



2

DONUTS, WHISKY, APFELWEIN UND DIE NUANCEN DER FARBE SCHWARZ

Hannah

Jones, Sie bluten die Pommes voll«, schimpfte Roberta. »Gehen Sie zu Dr. Sawyer und lassen Sie sich helfen. In zehn Minuten sind Sie zurück. Wir können uns keinen Verzug leisten.« Der Angesprochene nickte und hastete aus der Küche, eines der Geschirrtücher notdürftig um die Hand gewickelt.

»Zoey, wischen Sie die Sauerei weg und sortieren Sie die blutigen Pommes aus. Alle anderen: weitermachen!« Ihr resoluter Tonfall löste selbst in mir den Drang aus, mich nützlich zu machen, dabei sollte ich nicht einmal hier sein.

»Der alltägliche Wahnsinn hat uns wieder«, bemerkte Roberta an mich gewandt. »Nur gut, dass Dr. Sawyer solch ein begnadeter Heiler ist.«

»Stimmt«, murmelte ich.

»Aber jetzt zu dir. Die Butterkuchen backen wir erst kurz bevor das Fest beginnt, damit sie schön frisch sind. Ich könnte dir eine Tüte Donuts mitgeben.«

»Das wäre toll.«

»Gut, gut.« Sie öffnete eine Schublade und holte eine braune

Papiertüte hervor. Damit wanderten wir ein paar Meter weiter, wo ihr Bruder Mateo dabei war, Teigbällchen zu frittieren und sie anschließend in flüssige Schokolade zu tauchen oder mit Honig zu glasieren. Mir lief das Wasser im Mund zusammen, während Roberta mit einer Zange sechs dieser sündhaft genialen Kreationen in der Tüte verschwinden ließ. Zufrieden mit meiner Ausbeute bedankte ich mich bei ihr und trat den Rückweg an. Die Unterkünfte der Schülerschaft lagen direkt hinter dem Hauptgebäude. Die drei Reihen mit den jeweils sechs urigen Blockhäusern aus dunklem Holz, ausgestattet mit tannengrünen Dächern, wirkten fast wie ein kleines Feriendorf. Mit dem feinen Unterschied, dass wir hier leider keinen Urlaub machten. Aus meinem Beutel, in dem sich noch meine Trinkflasche vom Training sowie ein kleines Handtuch befanden, kramte ich den Schlüssel. Wie immer knarrte die Tür beim Öffnen leise. Wir hatten den Hausmeister schon ungefähr fünfmal darauf angesprochen und so langsam glaubte ich nicht mehr daran, dass je etwas passieren würde. Mich störte das Geräusch aus genau einem Grund, den ich aber keinem hier unter die Nase reiben konnte. Vielleicht sollte ich einfach selbst Schmiere aufbringen und das Problem eigenhändig beseitigen. Im Flur streifte ich mir die Schuhe von den Füßen und lauschte. Gedämpfte Stimmen drangen aus den geschlossenen Zimmertüren an mein Ohr. Scheinbar waren unsere Mitbewohner inzwischen angereist. Insgesamt waren wir in dem Häuschen zu sechst, obwohl es Platz für acht gab. Warum auch immer hatte der Planungsverantwortliche der Akademie nicht bedacht, dass dreißig schlecht durch acht teilbar war, sodass es pro Jahrgang stets ein Haus gab, in dem eines der vier Doppelzimmer leer blieb. Dass Emilia und ich zusammen in einem gelandet waren, war dem Umstand geschuldet, dass in meinem Jahrgang ausnahmsweise einunddreißig Schüler und Schülerinnen aufgenommen worden waren, während



es in Emalias nur noch neunundzwanzig gewesen waren, nachdem ihre alte Mitbewohnerin die Akademie verlassen hatte. Daraufhin hatte Direktorin Griffin mich zu ihr gesteckt, anstatt mir ein Zimmer allein zu überlassen – was ich ihr anfangs wirklich übel genommen hatte, denn ich hatte gerne meine Ruhe. Allein zu sein war mir vertraut, denn ich war die meiste Zeit für mich gewesen, seit meine Mum Mitglied des kanadischen Rats der Nachtfaltergemeinschaft geworden war. War sie davor zumindest an den Wochenenden zu Hause gewesen, hatte ich sie danach höchstens beim Frühstück oder sporadisch an Sonntagen gesehen. Ich rechnete ihr dennoch bis heute hoch an, dass sie versucht hatte, ihre ständige Abwesenheit mit liebevollen Nachrichten auszugleichen, die ich in Form von bunten Post-its an den unterschiedlichsten Orten unserer Wohnung gefunden hatte. Vom Badezimmerschrank bis zum Schlüsselbrett im Flur war alles dabei gewesen. Dann war ich auf die Akademie gekommen und inzwischen waren aus den Klebezetteln Textnachrichten geworden.

Kurz überlegte ich, bei den anderen zu klopfen und Hallo zu sagen. Mein Anstand gebot es, doch meine soziale Batterie war heute bereits fast leer und würde am Abend noch zur Genüge strapaziert werden. Also huschte ich lautlos durch den Flur und schlüpfte durch die zweite Tür auf der linken Seite. Emilia hockte mit feuchtnassen Haaren, von Klamotten umgeben, auf dem Fußboden vor ihrem Koffer und drehte erwartungsvoll den Kopf in meine Richtung.

»Und?«

»Keine Butterkuchen.« Die Enttäuschung in ihren Augen ging tief. »Dafür habe ich die hier bekommen.« Ich warf ihr die Tüte zu. Kaum hatte sie hineingesehen, trat ein seliges Lächeln auf ihre Lippen. Im nächsten Moment angelte sie einen der klebrigen Donuts heraus und biss genüsslich in den Teig.

»Ich liebe dich«, nuschelte sie.

»Ging das an mich oder den Donut?«, erkundigte ich mich.

»An euch beide. Aber vor allem an dich.«

»Gerade noch die Kurve gekriegt. Das will ich auch hoffen.«
Auf Zehenspitzen balancierte ich zwischen ihren Kleiderhaufen hindurch und kletterte auf mein Bett.

»Weißt du, wer schon da ist?«

»Adam, Ethan, Alex und Maisie«, zählte Emilia auf, leckte sich Schokolade von den Fingerspitzen und griff sich den nächsten Donut.

»Also alle.«

»Hm.«

Ich überließ Emilia sich und den Donuts und warf einen prüfenden Blick auf mein Handy. Bis zum Beginn des Willkommensfests hatten wir noch mehr als zwei Stunden Zeit. Die waren beim Anblick der Kleiderhaufen auf dem Fußboden auch bitter nötig. Hoffentlich verlieh der Zucker Emilia genügend Motivation, um das Chaos zu beseitigen. Gerade wollte ich mich auf meinem Bett ausstrecken, da klopfte es an der Tür. Ohne dass Emilia oder ich *herein* rufen konnten, steckte Maisie den Kopf ins Zimmer. Die blonden Haare hatte sie um knallpinke Lockenwickler geschlungen und der Geruch von Apfelshampoo umgab sie wie eine feine Nebelwolke. »Du meine Güte, ist hier eine Bombe eingeschlagen? Hi, Hannah. Bei allen Nachtfaltern, woher habt ihr die Donuts? Sind die etwa in Honig getaucht?«

Ich blinzelte. Maisies Talent, Dinge innerhalb von Sekundenbruchteilen zu erfassen und dann alles in einer Salve von Fragen abzufeuern, war legendär.

»Hi, Maisie«, erwiderte ich, übergang ihre Fragen aber wohlweislich. »Was führt dich her?«

»Pure Verzweiflung.« Sie verzog dramatisch das Gesicht.



Ich verkniff mir ein Schmunzeln. »Und wie können wir dir helfen?«

»Indem ihr Alex erklärt, dass Oversize-T-Shirts und Boyfriend-Jeans nicht dem Dresscode des Fests entsprechen.«

»Seit wann gibt es einen Dresscode?« Mit gerunzelter Stirn starrte Emilia Maisie an.

»Gibt es nicht – zumindest nicht offiziell«, erklärte ich, was eigentlich jedem bekannt war. Trotzdem nutzten die meisten den Anlass, um sich herauszuputzen und Eindruck zu schinden.

»Hier steckst du.« Hinter Maisie schob Alex sich ins Zimmer. Sie registrierte Emilias Kofferexplosion mit einer hochgezogenen Braue und nickte mir zur Begrüßung zu.

»Seht ihr, was ich meine?« Demonstrativ deutete Maisie auf Alex' ausgelatschte Sneaker, ihr lockeres T-Shirt und die verwaschene Jeans. Die verdrehte prompt die Augen.

»Tut mir echt leid, dass sie jetzt euch die Ohren volljammert. Bei den Jungs ist sie auch schon gewesen.«

»Ich jammere nicht«, empörte Maisie sich. »Und wenn, dann ist es deine Schuld, weil du wieder im Schlabberlook beim Fest auftauchen willst.«

»Ich mag meinen Schlabberlook«, erwiderte Alex todernst.

»Ich auch, aber manchmal muss man seine Komfortzone hinter sich lassen und etwas anderes ausprobieren.« Die beiden funkelten sich an. Emilia und ich tauschten einen amüsierten Blick. Sie überließ es mir, auszusprechen, was wir beide dachten.

»Gib doch zu, dass du Alex nur etwas anderes aufquatschen willst, weil du sie seit Weihnachten in Hemd und Anzughose unwiderstehlich findest.«

Maisies Kopf ruckte in unsere Richtung. Sie öffnete den Mund und schloss ihn wieder, während ihre Wangen sich verräterisch röteten.

Alex lachte leise, unterdessen steckte Emilia sich seelenruhig den nächsten Donut in den Mund. Ich wollte nicht in Maisies Haut stecken, obwohl dieser Tritt in den Hintern dringend notwendig gewesen war. Die beiden schlichen seit Monaten umeinander herum. Und jeder – wirklich jeder – in diesem Haus hatte das mitbekommen.

»Vielleicht ist das so«, brachte Maisie nach einigen Sekunden Stille hervor und straffte trotz der Schultern.

»Mehr wollte ich nicht hören«, entgegnete Alex grinsend.

»Wie bitte?«

»Wunderbar«, grätschte Emilia ungerührt dazwischen. »Problem gelöst, ihr könnt euch jetzt verziehen. Aber wehe, wir hören nachher Dinge, die wir nicht hören wollen. Diese Wände sind leider ziemlich schalldurchlässig.«

Nun breitete sich die Röte auch auf Maisies Hals aus. Ohne ein weiteres Wort wirbelte sie herum und floh aus unserem Zimmer.

»Charmant wie eh und je«, kommentierte Alex, bevor sie ihrer Mitbewohnerin folgte.

»Darauf einen Donut«, murmelte ich. »Hast du mir einen übrig gelassen?«

»Fang.« Lässig warf Emilia die Papiertüte quer durch den Raum. Ich pflückte sie einhändig aus der Luft, um mir kurz darauf den fluffigen Teig mit Schokolade auf der Zunge zergehen zu lassen. Emilia verband ihr Handy mit unserer gemeinsamen Box und sofort erfüllten die Klänge von Vivaldis *Vier Jahreszeiten* die Luft. Ich lehnte mich zurück und beobachtete, wie Emilia ihre ausnahmslos schwarzen Klamotten in den Schrank räumte. Doch halt stopp; wenn mich nicht alles täuschte, entdeckte ich zwischen Rabenschwarz, Ebenholzschwarz und Obsidianschwarz doch tatsächlich einen dunkelgrauen Pullover. Es geschahen wohl doch noch Wunder. Nach Lederhosen, Röcken, Kleidern, Strumpfhosen in Netz-



optik und diversen Blusen wanderten schließlich Emilias Heiligtümer vom Koffer in das Schuhfach: drei Paar Boots mit einer Sohle, die so hoch war wie mein ganzer Daumen. Sobald sie diese Teile trug, wirkten ihre eh schon langen Beine noch länger. An mir sahen Schuhe dieser Art einfach bloß klobig aus. Überhaupt würde ich in jedem von Emilias Outfits völlig verkleidet wirken. Sie hingegen erschuf mühelos eine rockige Eleganz, um die ich sie ein wenig beneidete. Vielleicht auch ein bisschen mehr. So war es nicht weiter verwunderlich, dass sie eine Stunde später als Erste von uns beiden umgezogen war. Was ich auf die Dusche schob, die ich mir in der Zwischenzeit gegönnt hatte. Das langärmlige Kleid saß wie angegossen und reichte ihr bis zur Mitte der Oberschenkel. An Ärmeln, Schultern und Dekolleté war der Stoff durchscheinend und schimmerte seidig. Eine blickdichte Strumpfhose, der auffällige Gürtel aus silbernen Ovalen und ihr Liebingshut mit breiter Krempe vervollständigten das Bild.

»Anbetungswürdig«, kommentierte ich. »Wie soll ich da bitte mithalten?«

»Indem du mich dein Outfit aussuchen lässt«, schlug sie vor.

»Bitte. Tob dich aus.«

Im Nu wechselte sie von ihrem zu meinem Schrank. Die kritische Miene, die sie an den Tag legte, während sie eines meiner Swingkleider nach dem anderen beäugte, ließ mich schmunzeln.

»Wir brauchen etwas anderes«, meinte sie schließlich und begann die Röcke durchzugehen. Flink huschten ihre Finger über die Kleiderbügel. Dominierte bei ihr Schwarz in allen Nuancen, war ich vermutlich die Königin der Brauntöne.

»Den hier. Zieh den an«, entschied sie nach einer Weile und reichte mir einen mahagonifarbenen Rock, der mir bis zu den Waden reichte. Außerdem schwang er ganz traumhaft, wenn ich mich drehte.

»Zu Befehl.«

Rasch schälte ich mich aus meinem Bademantel und schlüpfte in den weichen Stoff.

»Und dazu die hier.« Die cremeweiße Bluse segelte mir so plötzlich entgegen, dass ich sie nicht mehr auffangen konnte. Stattdessen landete sie auf meinem Gesicht. Herzlichen Dank. Hastig befreite ich mich, zog sie mir über den Kopf und stopfte den Saum in den Rockbund.

Emilia musterte mich nachdenklich, drehte sich dann kommentarlos zurück zum Schrank und zog eine Schublade nach der anderen auf, bevor sie auf meine Gürtelsammlung stieß. Erst als ich den breiten, dunkelbraunen Gürtel umgelegt hatte, den sie mir zum Glück nicht an den Kopf warf, glätteten sich die Falten auf ihrer Stirn.

»Genau so«, merkte sie an und nickte zufrieden. Ich trat vor den Spiegel und musste unwillkürlich lächeln. »Es ist perfekt.«

»Ich gebe zu, die Kombination steht dir.«

»Verschluck dich bloß nicht an deiner Begeisterung«, scherzte ich. »Jetzt bin ich dran. Setz dich.« Ich deutete zu ihrem Schreibtisch, denn meine Magie bestand aus einer Kosmetiktasche voller Make-up. Da ich Emilia kannte, wusste ich, dass sie nicht auf schlicht stand. Innerhalb weniger Minuten verpasste ich ihr Smokey Eyes, die ihre blauen Augen noch stärker hervorstechen ließen, ehe ich mich daran machte, mich selbst zu schminken. Kurz vor neunzehn Uhr packte ich den letzten Pinsel weg und klappte die Lidschattenpalette zu. »Wollen wir?«

»Butterkuchen und Whisky, ich komme.«

»Whisky? Hat es auf irgendeinem Fest hier in den letzten Jahren jemals etwas anderes als niedrigprozentigen Apfelwein gegeben?«

»Hat es nicht, aber das könnten wir ändern.« Emilia rutschte von ihrem Stuhl, schlenderte zu ihrem Koffer, der noch immer ge-



öffnet auf dem Boden lag und wühlte in einem Stoffbeutel herum. Als sie schließlich eine bauchige Glasflasche in die Höhe hielt, in der eine bernsteinfarbene Flüssigkeit schwappte, sollte ich wohl nicht so überrascht sein, wie ich es war.

»Coureur des Bois«, erklärte sie, was ich auch auf dem Etikett lesen konnte. »Whiskylikör mit Ahornsirup. Ich habe ihn bei meinen Eltern mitgehen lassen. Sie werden ihn sicher nicht vermissen.«

»Du bist unfassbar«, seufzte ich. »Was hast du damit vor? Willst du ihn in die Bowle kippen, wie Grayson letztes Jahr an Halloween?«

»Bist du bescheuert?« Ungläubig starrte Emilia mich an. »Den muss man genießen. Am besten auf Eis. Grayson hat einfach keinen Geschmack. Whiskylikör so verschwenderisch wie Wasser in eine Bowle zu schütten sollte verboten werden.«

»Ganz deiner Meinung.« Und zwar nicht, weil Whiskylikör zu kostbar für solch ein Gemisch war, sondern weil Grayson in meinen Augen unvernünftig gehandelt hatte. Nicht alle an dieser Akademie waren bereits volljährig und nicht jeder trank – entgegen der üblichen Ansicht vieler Menschen – gerne Alkohol. Ich zählte mich selbst ebenfalls dazu. Was nicht hieß, dass ich nicht bereit war, neue Getränke zu probieren. Möglicherweise fand ich eines Tages doch noch etwas, das mir zusagte. Dementsprechend hatte ich kein Mitleid empfunden, als herausgekommen war, dass Direktorin Griffin Grayson nach dem Vorfall ordentlich die Hölle heiß gemacht hatte. Seitdem benahm er sich beinahe wie ein Musterschüler.

»Dann lässt du ihn hier?«, fragte ich erleichtert.

»Natürlich. Aber nur, wenn du ihn nachher mit mir kostest.«

»Wie bitte? Ich habe gerade so ein Rauschen im Ohr. Was hast du gesagt?«

Emilia rollte mit den Augen, doch meine Botschaft zwischen den Zeilen war angekommen. »Keine Erpressung, schon verstanden.« Sie verstaute die Flasche wieder in dem unscheinbaren Beutel. »Zufrieden?«

»Wenn du Eis auftreibst, koste ich gerne«, erwiderte ich, stand auf und lief zur Tür. »Jetzt sollten wir aber wirklich los.«

Emilia folgte mir in den Hausflur. Dort herrschte Totenstille. Offenbar waren die anderen schon gegangen. Ich schlüpfte in meine braunen Schnürstiefeletten und öffnete die Eingangstür. Als wir ins Freie traten, empfing uns kühle Abendluft. Gefühlt war der Duft nach Erde und Kräutern noch intensiver als tagsüber. Ich genoss jeden Atemzug, den ich kriegen konnte, denn bald würden Lagerfeuerqualm und Essensgerüche alles andere überlagern.

Der Platz vor dem Hauptgebäude wirkte völlig anders. Fackeln und Laternen flackerten schon, obwohl die Sonne noch nicht vollständig untergegangen war. Die Veranda vor dem Haus war in eine lange Tafel verwandelt worden, auf der sich Tablettis, Töpfe und Schüsseln voller Leckereien türmten. Ein Wunder, dass die Tische unter der Last nicht längst zusammengebrochen waren. Roberta und ihr Team hatten wirklich ganze Arbeit geleistet und mein Magen knurrte allein beim Anblick des Essens in freudiger Erwartung. Vor dem Eingang zum Nachtfalterhaus stand eine kleine hölzerne Bühne, auf der ebenfalls Laternen aufgestellt worden waren. Sie flimmerten mit dem großen Lagerfeuer in der Mitte des Sandplatzes um die Wette. Rundherum wehten die Wimpel der Girlande, auf der in Gold auf Dunkelblau das Wappen der Night Lake Academy glänzte: ein Totenkopfschwärmer vor der atemberaubenden Kulisse des Moraine Lakes. Dutzende Jugendliche tummelten sich zwischen den verstreuten Sitzgelegenheiten. Teilweise hatten sich bereits Grüppchen gebildet. Wir schoben uns Stück für Stück in Richtung Bühne durch, wo ich Maisies



blonde Locken neben Alex' schwarz-weißer Split-dye-Cruella-de-Vil-Frisur entdeckte. Die hatte ihren Oversize-Look tatsächlich gegen eine weinrote Weste und eine elegante Hose getauscht. Passend zu Maisies Kleid. Ich schmunzelte.

»Gefühlt wird es hier mit jedem Jahr voller«, knurrte Emilia, während sie sich galant zur Seite drehte, um einem entgegenkommenden Mädchen auszuweichen, das sich halb zu ihrer Freundin umgedreht hatte und frontal in sie hineingerannt wäre.

»Unwahrscheinlich.« Ich zwängte mich zwischen zwei lachenden Debütantengruppen hindurch – deutlich erkennbar an den fehlenden Nachtfaltertattoos und der Faszination auf ihren Gesichtern – bevor ich mich an Maisies Seite quetschte.

»Da wären wir. Wo habt ihr Ethan und Adam gelassen?«

»Sie wollten Apfelwein besorgen und sind seitdem nicht wieder aufgetaucht«, antwortete Alex mit einem Blick auf ihre Armbanduhr. »Vor Miss Griffins Rede schaffen sie es ganz sicher nicht mehr zurück.« Unmittelbar schlug die ausgelassene Stimmung um uns herum in ehrfürchtiges Raunen um. Der Grund dafür war die Frau, die die Stufen zum Podest erklommen hatte und in der Mitte stehen geblieben war.

Neben mir stieß Maisie ein übertrieben wehmütiges Seufzen aus.

»Was ist los?«, erkundigte ich mich.

»Wie kann ein Mensch nur so aussehen? Ich meine, wo zum Teufel hat Direktorin Griffin diese Gene her?«

»Von ihren Eltern?«, antwortete ich mit einer guten Portion Ironie.

Sie schnaubte. »Du weißt genau, wovon ich rede.«

Ja, wusste ich. Irgendwo in ihrem Gencode musste so etwas wie *mühe*los schön eingewoben worden sein. Egal, zu welchem Zeitpunkt ich ihr in meinem Leben begegnet war, ihre elegante Schön-

heit hatte jedes Mal einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Nicht anders würde es heute sein. Passend zum Akademiewappen trug sie einen dunkelblauen Hosenanzug mit goldenen Details an Kragen und Ärmeln, der ihre schlanke Figur unauffällig betonte. Ganz sicher maßgeschneidert. Dazu goldene High Heels, in denen ich mir im besten Fall bloß die Knöchel brechen würde. Sie verschränkte die Hände vor dem Körper und ließ den Blick aus ihren moosgrünen Augen über uns Schüler und Schülerinnen wandern. Nach und nach ebten die Gespräche endgültig ab, bis schließlich eine tiefe Stille über dem Platz hing, die nur vom Knistern des Feuers und den Geräuschen des Waldes durchbrochen wurde. Ich bewunderte zutiefst wie es ihr gelang, mehrere Dutzend junge Erwachsene allein durch ihre Anwesenheit zum Schweigen zu bringen. Eine Fähigkeit, die nur wenigen Menschen vorbehalten zu sein schien und von Elara Griffin perfektioniert worden war. Mit ihren einundvierzig Jahren war sie nur zwei Jahre jünger als meine Mutter. Der strenge Knoten, der ihre braunen Haare zusammenhielt, ließ ihr Gesicht härter wirken und ihre hohen Wangenknochen schärfer. »Ich begrüße euch ganz herzlich an der Night Lake Academy«, erhob sie die Stimme, ohne wirklich laut zu werden. »Für alle, die mich noch nicht kennen, mein Name ist Elara Griffin – für euch Direktorin Griffin. Ein neues Schuljahr steht bevor. Für viele ist es das erste, für die meisten von euch ein weiteres, das euch eurem Abschluss näherbringt. Nutzt die Zeit gut, lernt eure Kräfte kennen und entwickelt sie weiter. Habt Freude dabei, seid offen und geduldig. Unsere Magie kann wild und intensiv sein. Vor allem, wenn sie noch nicht durch ein Nacht-faltertattoo kanalisiert wird.«

Unwillkürlich glitt mein Blick zu dem Totenkopfschwärmer auf ihrem Dekolleté. Die feinen Linien aus schwarzer Tinte schienen unter ihrer Haut bläulich zu pulsieren. Als steckte Leben in ihnen.



Wer auch immer ihr das Tattoo gestochen hatte, hatte meisterhafte Arbeit geleistet.

»An unsere Regeln auf dem Gelände brauche ich euch hoffentlich nicht zu erinnern«, fuhr Direktorin Griffin fort. »Haltet euch daran oder tragt die Konsequenzen.« Ernsthaftigkeit sprach aus jedem ihrer Worte. Dann aber lächelte sie leicht und irgendwie schien die Dämmerung der hereinbrechenden Nacht um sie herum zu weichen. »Genießt den Abend, denn die nächste Gelegenheit zum Feiern werdet ihr erst an Halloween bekommen.« Als wären ihre Worte ein Zeichen gewesen, setzte Musik ein.

»Ihr habt sie gehört.« Maisie stemmte die Hände in die Hüften. »Wer will tanzen?«

»Tanzen? Verschont mich.« Emilia klang, als hätte Maisie vorgeschlagen, sie solle sich einmal von Kopf bis Fuß im Schlamm wälzen. Maisies Blick wanderte zu mir. Entschuldigend schüttelte ich den Kopf.

»Warum fragst du eigentlich?«, wollte Alex wissen. »Du kennst doch unsere Langweilerinnen. Alles, was Spaß macht, wird kategorisch abgelehnt.«

»Hey«, protestierte ich schwach, hatte ihr aber nichts entgegenzusetzen, denn sie lag nicht ganz falsch. Ich bewegte mich zwar gerne, doch dem Tanzen hatte ich noch nie etwas abgewinnen können. Wenn ich mich zu High School Zeiten dem Gruppenzwang ergeben hatte, hatte ich mich gefühlt wie ein Stock zwischen sich biegenden Gräsern. Absolut fehl am Platz und komplett lächerlich.

»Hat hier jemand tanzen gesagt?« Mit zwei Gläsern in den Händen, tauchte Ethan aus der Menge hinter Alex auf. Ihm folgte Adam mit zwei weiteren.

»Endlich jemand, der ein bisschen Begeisterung an den Tag legt«, lobte Alex. »So muss das.«

»Dann werdet ihr die wohl nicht mehr brauchen.« Bevor ich blinzeln konnte, hatte Emilia dem verdutzten Ethan den Apfelwein abgenommen und leerte das erste Glas auf ex. Alex empörter Blick schien ihr dabei völlig zu entgehen. »So wenig durchschlagend wie eh und je, aber besser als nichts«, urteilte sie trocken. »Falls mich irgendwer sucht, ich muss mich durch das Büffet kosten. Tanzt schön.« Damit wirbelte sie herum und marschierte davon. Ihre langen schwarzen Haare wehten hinter ihr her wie ein düsterer Schleier.

»Emilia wie sie leibt und lebt«, kommentierte Adam. Ein Anflug von Bewunderung schwang in seiner Stimme mit. Wofür genau konnte ich nicht sagen. Vielleicht für ihre schamlose Direktheit und die Tatsache, dass ihr völlig egal zu sein schien, was andere über ihr Verhalten dachten.

»Warum genau sind wir nochmal befreundet?«, erkundigte Ethan sich, während er seine Brille abnahm und mit dem Ärmel seines Hemds zu polieren begann.

»Weil sie uns im ersten Jahr mit ihrer Mathenachhilfe vorm Durchfallen bewahrt hat«, antwortete Adam.

»Das war eine rhetorische Frage«, mischte Alex sich ein. »Natürlich wissen wir, warum.«

»Wunderbar, dann lasst uns endlich tanzen.« Ungeduldig wickelte Maisie eine Haarsträhne um ihren Finger.

»Wer will jetzt den Apfelwein, für den ich haufenweise Ellenbogenstöße und Tritte auf die Füße kassiert habe?« Etwas hilflos hielt Adam die verbliebenen Gläser in die Höhe, was im Nachhinein betrachtet keine gute Idee gewesen war, denn just in dem Moment rempelte ihn jemand an und brachte ihn aus dem Gleichgewicht, sodass er im Versuch sich abzufangen, auf mich zu stolperte. Schon spürte ich, wie der Apfelwein sich eisgekühlt durch den weißen Stoff meiner Bluse saugte. Fantastisch.



»Scheiße, Hannah, tut mir leid«, stieß er hervor.

»Schon gut«, murmelte ich. »Wie schlimm ist es?«

»BH-Farbe beige würde ich sagen«, erwiderte Alex ohne zu zögern.

»Die Kandidatin hat hundert Punkte«, witzelte ich gezwungenermaßen.

»Wenn du dir jetzt noch die Haare nass machst und nach hinten kämmst, könnte man glatt meinen, das wäre so gewollt. Der Wet Look ist doch noch im Trend, oder?«

»Wenig hilfreich, Maisie«, grummelte ich. »Wenig hilfreich. Ich schätze, ich sollte mich umziehen gehen, wenn ich nicht den Rest des Abends nach Apfelwein riechen und der Welt die Farbe meines BHs präsentieren will.«



3

KATZENBESUCH UND FEUERDRACHE



Hannah

Nimm mein T-Shirt.« Adam reichte Ethan das leere Glas.

»Und du läufst oben ohne herum?«

»Warum nicht. Für die Vorführung später ist es eh eindrucksvoller.« Er grinste.

»Na schön. Aber wenn du demnächst krank wirst, wag es nicht, die Schuld auf mich zu schieben«, erwiderte ich.

»Adam wird nicht krank«, schob Ethan ein. »Er könnte auch im Winter nackt durch die Gegend laufen und hätte am Ende nicht mal eine kleine Erkältung.«

»Korrekt, mein Freund.« Als wäre es das normalste der Welt, sich inmitten von Menschenmassen auszuziehen, streifte Adam sich lässig das Shirt über den Kopf und entblößte seinen durchtrainierten Oberkörper. Mein Blick landete sofort auf seinem Nachtfaltertattoo. Rot und schwarz schimmerte die Zeichnung des Purpurbärs auf seiner Brust und wies ihn eindeutig als Träger des Elements Feuer aus.

»Bitte sehr.« Er hielt mir das Shirt vor die Nase und versperrte so meine Sicht. Ich schnappte es mir, zog es eilig an, nachdem ich



mein nasses Oberteil ausgezogen hatte und stopfte es mehr oder weniger ordentlich in den Saum meines Rocks.

»Nicht schön aber selten«, beurteilte Alex, ehe sie von Maisie in die tanzende Masse gezogen und von ihr verschluckt wurde.

»Danke«, richtete ich mich an Adam. »Du kriegst es nachher zurück.«

»Gewaschen und gebügelt?«

»Träum weiter.«

»Nur gewaschen?«

»Zusammengelegt mit einem Stück Schokolade drauf. Mehr kann ich nicht bieten.«

»Deal.« Er hielt mir doch allen Ernstes die Hand hin. Belustigt schlug ich ein. »Ich kämpfe mich dann mal zum Büffet durch«, sagte ich und vollführte eine vage Handbewegung in Richtung Hauptgebäude.

»Viel Glück«, hörte ich ihn noch sagen, bevor er und Ethan von einer Gruppe junger Frauen belagert wurden und im Gedränge untergingen. Weg waren sie. Also gut. Adams Ratschlag im Hinterkopf behaltend, folgte ich dem verlockenden Geruch warmer Speisen, hielt mich dabei aber soweit am Rand der Menge wie nur irgend möglich. Ellenbogenstöße zu verteilen zählte nicht unbedingt zu meinen favorisierten Tätigkeiten. Im Grunde mied ich vollgestopfte Orte und Menschenmassen sowieso lieber. Hier ging es, weil mir die Gesichter zu großen Teilen vertraut waren, doch sobald ich mehr oder weniger freiwillig in einer Großstadt wie Vancouver unterwegs war, sehnte ich mich direkt nach einem einsamen Haus im Wald, weit, weit weg von Verkehrslärm, Hochhäusern und Chaos. Umso erleichterter war ich, als ich es mit einem Teller voller leckerer Kleinigkeiten inklusive Butterkuchen von der Veranda heruntergeschafft hatte, ohne etwas zu verlieren, fallen zu lassen oder angerempelt zu werden. Vorsichtig balancierte

ich meine Beute Richtung Nachtfalterhaus und ließ mich vor dem imposanten Steinhaus auf die kühlen Stufen sinken. Den Teller platzierte ich auf meinen Knien. Von hier oben hatte ich einen guten Blick auf das festliche Treiben, konnte die Musik genießen, ohne dass mir das Trommelfell platzte und würde von niemandem ungefragt auf die Tanzfläche verfrachtet werden. Das war meine Interpretation einer perfekten Party. Mist, Alex hatte recht. Ich war so langweilig. Aber damit konnte ich leben. Mit den Fingerspitzen klaubte ich mir ein paar Pommes mit Bratensoße und Käse vom Teller und ließ sie mir auf der Zunge zergehen. Niemand machte besseres Poutine als Roberta. Möglicherweise behauptete ich das von so ziemlich allem, was Roberta in ihrer Küche fabrizierte. Aber es war einfach eine unbestreitbare Tatsache.

Während ich jeden Bissen genoss, wanderte mein Blick über die Menge. Wenig überraschend hielten die meisten Magister und Magistra sich abseits des Trubels. Mrs. Grey und Mr. Walter waren die einzigen, die sich am Rand der Tanzfläche zur Musik bewegten und mit fordernden Handbewegungen versuchten, ihr Kollegium zum Mitmachen aufzufordern. Erfolglos. Ich lächelte in mich hinein. Mrs. Grey war eine Frohnatur durch und durch und zudem die Leiterin meines Tutoriums *Elementare Magie* – die in meinem Fall Luft hieß. Zusammen mit Feuer, Wasser, Erde, Licht und Schatten bildeten sie die sechs Elemente, auf denen die Kräfte eines jeden in der Gesellschaft der Nachtfalterträger aufbauten. Geboren mit der Veranlagung für jedes Element zeigte sich im Alter von fünf Jahren meist, welches der sechs einen für den Rest des Lebens begleiten würde. Unspektakulärerweise war es im Regelfall das Element des magisch stärkeren Elternteils. Da mein Vater ein normaler Mensch gewesen war, hatte sich die Luftmagie meiner Mutter in mir durchgesetzt. Nur hörte der Spaß an diesem Punkt nicht auf. Im Gegenteil. Die Magie war nicht einfach bloß



da. Sie entwickelte sich mit jedem Jahr weiter, wurde stärker; wuchs und reifte bis sie eines Tages zu viel für einen zerbrechlichen Körper aus Fleisch und Blut wurde. Man verbrannte von innen heraus; qualvoll und schmerzhaft. Klang übel und war noch sehr viel brutaler. Mrs. Grey hatte uns zu Beginn des ersten Jahres, ohne mit der Wimper zu zucken, ins eiskalte Wasser geworfen und uns Ausschnitte uralter Forschungsfilme gezeigt, in denen Menschen sich auf dem Boden wanden, während ihre Augen verglühten und ihre Haut zu Asche wurde – glücklicherweise in schwarz-weiß und weit weg von hochauflösend. Sie hatte uns den Ernst unseres Daseins mehr als eindrücklich vorgeführt. Ich würde diese Bilder bis an mein Lebensende nicht vergessen.

Aus diesem Grund war es für jedes registrierte Mitglied der Nachfaltergesellschaft verpflichtend, ab einem Alter von sechzehn Jahren eine der zahlreich auf der Welt verteilten Akademien zu besuchen, in denen einem die Zähmung der rohen Magie beigebracht wurde, damit man mit Abschluss des ersten Jahres sein individuelles Nachfaltertattoo erhielt. Die Kraft, die in diesem Tattoo steckte, half die Magie zu kanalisieren und verhinderte ein Ausbrennen. Als netten Nebeneffekt verpasste es einem eine spezielle Gabe, die vollkommen unabhängig vom Geburtselement war. Von verstärkter Sehkraft über Geschwindigkeit bis hin zu Heilung konnte es alles sein. Wie genau das Ganze funktionierte, wusste ich nicht, denn nicht nur die Herstellung der Tinte, sondern auch deren Inhaltsstoffe waren ein absolutes Geheimnis. Jede Tattoozeremonie lief unter extremsten Sicherheitsvorkehrungen ab und ich konnte mir gut vorstellen, dass die Angestellten in den Herstellungslaboren strengsten Verschwiegenheitspflichten unterlagen und beim kleinsten Verstoß mit Konsequenzen zu rechnen hatten. Fakt war, es funktionierte und ich konnte beruhigt mein Leben führen, Poutine essen und in den Nachthimmel starren.

Mit den restlichen Pommes wischte ich den letzten Klecks Soße auf und stellte den Teller neben mich auf die Steine, um mich dem Rest meiner Büffetausbeute zu widmen – insbesondere dem Butterkuchen – als ich Emilia entdeckte, die offensichtlich auf dem Weg zu mir war. Ihr schwarzes Kleid ließ sie beinahe mit der Dunkelheit verschmelzen. Nur der warme Schein der vielen Fackeln beleuchtete ihre Silhouette von hinten.

»Auch geflüchtet?«, erkundigte ich mich, nachdem sie sich zu meiner Linken auf die Treppe gesetzt hatte.

»Es war eher ein taktischer Rückzug. Ein paar der neuen Typen aus dem Wächterkurs waren äußerst hartnäckig.«

Grinsend griff ich nach meinem Butterkuchen, brach ihn durch und hielt meiner Freundin die größere Hälfte hin. »Nervennahrung gefällig?«

»Unbedingt.« Mit einem genüsslichen Seufzen vergrub sie ihre Zähne in dem süßen Gebäck und die Falten auf ihrer Stirn glätteten sich. Es war manchmal so einfach, sie glücklich zu machen.

»Vielleicht sollte ich den armen Jungs den Hinweis geben, dass man dich mit Butterkuchen rumkriegt.«

»Untersteh dich«, nuschelte sie. »Außerdem funktioniert das nur bei gewissen Personen. Diese aufdringlichen Kerle sollten kapiert haben, dass mein Interesse für sie gegen null tendiert. Eher unter null. Aber sie scheinen auf Durchzug zu schalten, sobald ich den Mund aufmache.«

»Red Flag.«

»Aber sowas von.« Sie schlang den letzten Bissen des Butterkuchens hinunter und wischte ein paar Krümel von ihrem Rock. »Außerdem sind Beziehungen anstrengend. Da bin ich mit Nahkampftraining schon mehr als bedient.« Ihr Blick huschte zu meinem Teller und blieb an der anderen Hälfte des Butterkuchens hängen.



»Bedien' dich«, sagte ich. »Wie viele von denen hattest du bisher eigentlich schon?«

»Vielleicht drei oder vier. Maximal fünf.«

Je mehr Zucker, desto besser, das war Emilias Lebensmotto. Wohin sie den ganzen Spaß aß, war mir ein Rätsel. Etwas Weiches streifte meine Hand. Erschrocken zuckte ich zusammen, nur um dann erleichtert auszuatmen, als ich den Flausch und die dazugehörigen bernsteinfarbenen Augen Mr. Fluffington zuordnen konnte. Der grau getigerte Kater gehörte zur Akademie wie das Nachtfalterhaus in meinem Rücken und das Wappen auf den Wimpeln.

»Hi Kumpel«, begrüßte ich ihn und strich ihm über den Rücken. Er duckte sich unter meinen Fingern weg, schlich um meine Beine und setzte sich vor Emilia, die ihn eiskalt ignorierte und in aller Seelenruhe die andere Hälfte des Butterkuchens verspeiste. Aus irgendeinem Grund hatte der Kater einen Narren an meiner besten Freundin gefressen. Wahrscheinlich lag es an ihren langen Nägeln, mit denen sie ihn so richtig schön kraulen konnte. Vorzugsweise unterm Kinn. Erwartungsvoll starrte er nun zu ihr hoch.

»Du hast Besuch.« Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen.

»Ist mir nicht entgangen. Immer eins nach dem anderen.« Amüsiert beobachtete ich wie der Kater jede ihrer Bewegungen verfolgte und mehr oder weniger geduldig wartete, bis sie endlich aufgegessen und die Finger an einer Serviette abgewischt hatte. Kaum streckte sie die Arme nach ihm aus, reckte er sich ihr bereits entgegen, schmiegte sich gegen ihren Handrücken und strich schnurrend um ihre Beine.

»Da hat dich wohl jemand vermisst.«

»Zwei Monate ohne mich sind halt hart. Das müsstest du doch aus Erfahrung wissen.«

»Stimmt. Ich habe es gerade so überlebt.«

»Dachte ich mir. Aber jetzt habt ihr mich ja beide wieder.« Sie schnappte sich den Kater und setzte ihn auf ihren Schoß. Während er bei mir stets Reißaus nahm – ich hatte es in den letzten Wochen oft genug versucht – machte er es sich auf ihren Oberschenkeln bequem und schloss genießerisch die hellen Augen, als sie ihre Finger in seinem Fell vergrub.

»Was für ein Glück.«

»Höre ich da Sarkasmus in deiner Stimme?«

»Alles Einbildung.«

»Ach so, natürlich.« Wir sahen uns an. Ich schmunzelnd, sie todernst, doch in ihrem Blick funkelte der Schalk. »Da fällt mir ein, ich soll dich von meiner Mum grüßen.«

»Danke. Grüß sie zurück, wenn ihr das nächste Mal miteinander spricht.«

»Apropos ... war Helen in den letzten zwei Monaten hier? Was ist aus dem Urlaub geworden, den sie dir versprochen hatte? Wegen du nicht mit uns auf Kreuzfahrt gekommen bist?«

Seufzend legte ich den Kopf in den Nacken und starrte in den wolkenverhangenen Nachthimmel. »Schwieriges Thema.«

»Sie konnte nicht. Habe ich recht? Sie konnte nicht und hat dich den ganzen Sommer hier allein versauern lassen.«

»Es war keine Absicht«, protestierte ich.

»Das ist es nie. Und trotzdem ist es jedes Mal das gleiche. Ich habe deine Mum wirklich gerne, aber in der Hinsicht ist sie ein hoffnungsloser Fall. Genau wie du.«

»Ich mag es hier«, widersprach ich. »Ich muss nicht verreisen.« Zu großen Teilen mochte das stimmen. Die Night Lake war mein zweites Zuhause und ich genoss die Zeiten, in denen das Gelände wie leer gefegt war. Wenn niemand auf der Wiese zwischen den Baracken lag und lernte. Wenn die Gänge des Hauptgebäudes wie



ausgestorben wirkten und der Trainingsplatz immer frei war. Von der Tatsache, dass ich den Reitplatz zu jeder Tageszeit für mich allein hatte, ganz zu schweigen. Und doch hatte mich bei jedem von Emilias Fotos das Fernweh gepackt. Es gab so viele Orte, die mich interessierten. Städte, die ich erkunden und Landschaften, die ich in Realität sehen wollte. Island, Irland, Norwegen.

»Ich weiß, dass du gerne Einsiedlerin spielst, aber zwei Monate ganz alleine?«

»Wer sagt, dass ich allein war? Ich hatte Mr. Fluffington und Spooky und Direktorin Griffin war auch da.«

Emilia schnaubte. »Einen Kater, ein Pferd und eine Direktorin. Die Frau macht ebenso wenig Urlaub wie du. Manchmal frage ich mich, ob sie überhaupt ein Privatleben hat. Freunde, Familie? Beziehungen? Wie sieht es aus? Hatte sie Besuch?«

»Seit wann interessierst du dich für Klatsch und Tratsch?«, gab ich zurück.

»Tue ich nicht. Aber sie ist einfach ein Mysterium. Ich lerne seit drei Jahren an diese Akademie und kann sie immer noch nicht richtig greifen.«

»Sie ist kein Mysterium. Sie achtet bloß sehr gut auf ihre Privatsphäre«, erwiderte ich. »Was ihr gutes Recht ist. Ich hätte auch keine Lust, dass sich einhundertzwanzig Jugendliche den Mund über mich und mein Leben zerreißen. Und da spreche ich aus Erfahrung.«

»Stimmt wohl. Entschuldige. Zurück zum eigentlichen Thema. In den Weihnachtsferien kommst du zu uns. Mit deiner Mutter oder ohne sie. Ich lasse dich über die Feiertage definitiv nicht hier versauern.«

»Wenn ich nein sage, fesselst du mich und schleifst mich höchstpersönlich zu euch?«

»Worauf du Gift nehmen kannst.« Emilia blickte so ernst drein,

dass jeder, der sie nicht so gut kannte wie ich, ihr wahrscheinlich jedes Wort geglaubt hätte. Fast hätte ich es auch. Aber nur fast.

»Also schön. Ich nehme diese überaus freundliche Einladung an.«

»Nichts anderes wollte ich hören.« Zufrieden widmete Emilia sich Mr. Fluffingtons grau getigertem Fell. Lächelnd schweifte mein Blick zurück zur Feier. Auf der Sandfläche hatte sich ein Kreis gebildet, in dessen Mitte nun Direktorin Griffin trat. Sekunden später erstarb die Musik und Köpfe drehten sich in ihre Richtung bis die geballte Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf ihr ruhte. Es schien sie nicht im Geringsten zu beeindrucken. Wie gerne hätte ich diese Art Selbstvertrauen, aber ich war nun mal ich und hockte auf den Stufen des Nachtfalterhauses abseits des Getümmels, wo mich keine Blicke streifen konnten.

»In Einstimmung auf das neue Semester und um unseren Debütanten und Debütantinnen zu zeigen, worauf sie in den nächsten Jahren hinarbeiten können, bitte ich nun die Freiwilligen aus Jahrgang drei und vier zu mir.« Daraufhin lösten sich vereinzelt Leute aus dem Pulk. Unter ihnen Adam, der tatsächlich durchzuziehen schien und noch immer oberkörperfrei herumlief.

»Wo ist sein T-Shirt geblieben?«, erkundigte Emilia sich wie beiläufig.

»Hier.« Ich deutete auf mich. »Kleiner Unfall mit Cider.«

»Verstehe.« Mehr hatte sie dazu scheinbar nicht zu sagen und es sollte mir recht sein.

»Diese fünf Schüler und Schülerinnen werden euch gleich eine Kostprobe ihrer Fähigkeiten bieten. Elementarmagie in Kombination mit ihren ganz individuellen Nachtfaltergaben.« Miss Griffin nickte ihnen zu, dann trat sie aus dem Kreis und gesellte sich zu Offizierin Frey an den Rand der Menge. Die Wächterin drückte ihr ein Glas in die Hand und lächelte ihr zu. Ein äußerst seltener Anblick.



Sekunden später wurde meine Aufmerksamkeit von Adams Feuer gefesselt, das in kunstvollen Fontänen die Nacht erleuchtete. Goldgelbe Funken verglühten knisternd in der Luft, feiner Rauch vernebelte die Sicht. Die Leichtigkeit, mit der er die Flammen rief, sie kontrollierte und nach seinem Willen mit nur wenigen eleganten Armbewegungen formte, war beeindruckend. Mindestens so beeindruckend wie sein dunkelorange schimmerndes Tattoo, das auf seiner dunklen Haut an Glut erinnerte.

Binnen Sekunden wurde aus seiner nächsten Stichflamme mehr. Ein schlanker Körper von Schuppen überzogen. Ein gebogener Hals mit Stacheln. Ein Kopf samt aufgerissenem Maul und glühenden Augen. Aus dem Rücken der Kreatur brachen Flügel hervor. Schwingen im Ausmaß mehrerer Meter. Zischend peitschte der dornengespickte Schweif des Feuerdrachens durch die Luft. Jemand schrie erschrocken und in der ersten Reihe wurden die Köpfe eingezogen, während sich das warme Licht in den aufgerissenen Augen der anderen spiegelte und die staunenden Gesichter rötlich glühen ließ. Als Adam seinen Drachen schließlich in Bewegung setzte und ihn einen steilen Bogen über das Gelände der Night Lake ziehen ließ, drang das Raunen der Menge bis an meine Ohren.

»Um Längen besser als der Typ aus dem letzten Jahr«, kommentierte Emilia das funkensprühende Kunstwerk unseres Mitbewohners.

»Definitiv«, stimmte ich zu, ohne den Blick von Adams Drachen zu nehmen, der sich Sekunden später in einem Feuerregen auflöste. Das Johlen des Publikums fiel stürmisch aus. Grinsend deutete Adam eine Verbeugung an, zog sich aus der Mitte zurück und machte der nächsten Nachtfalterträgerin Platz. Es war schön zu beobachten wie die Magie, die uns ein Leben lang begleitete, gefeiert wurde. Wie groß das Gefühl von Zusammenhalt und

Zugehörigkeit an Abenden wie diesen wurde. Aber diese Sicherheit währte nur solange wir uns innerhalb des Zauns befanden, der die Akademie umgab. Dort draußen in der Welt verloren Magie und Nachtfaltertattoos ihre Schönheit, denn in den Augen vieler Menschen waren wir Magiebegabten gefährlich. Dabei hatte sich niemand von uns diese Kräfte ausgesucht. Die Magie war irgendwann in den Reihen unserer Ahnen aufgetaucht und setzte sich seitdem von Generation zu Generation fort. Immer wieder gab es Fälle von plötzlicher Magie in Familien, die bis dato nichts damit am Hut gehabt hatten. Die Magie war willkürlich. Sie suchte sich ihre Träger zufällig und ohne Muster. Sie sortierte weder nach Geschlecht noch Herkunft oder gar Sexualität. Und trotzdem hörte man immer wieder von Übergriffen auf Nachtfalterträger und Nachtfalterträgerinnen. Wir wurden in dieselbe Schublade gesteckt, in die schon so viele andere Gruppen geschoben worden waren, die nicht in eine Norm passten, die längst veraltet war und eigentlich keine Rolle mehr spielen sollte. Es machte mich verdammt wütend und trotzdem ertappte ich mich oft dabei, wie ich meine Kleidung vor einer Fahrt in die Stadt mehrere Male überdachte und mich meist für ein Oberteil entschied, das mein Nachtfaltertattoo vor den Augen Fremder verbarg. Einfach nur, um mich vor Blicken und dummen Kommentaren zu schützen. Manchmal – oder besser gesagt ziemlich häufig – verstand ich nicht, was in den Köpfen dieser Personen vorging. Warum konnte man seine Mitmenschen nicht einfach in Frieden leben lassen? Woher kam dieses unerklärliche Bedürfnis, jemandem mutwillig wehzutun. Sei es verbal oder gar körperlich. Hinzu kam, dass die Gesetze des Consiliums, die unsere Nachtfalterträgersgesellschaft betrafen, um einiges strenger waren als jene der Magielosen in Bezug auf Magiebegabte. Magie als Waffe einzusetzen war verboten. Sie öffentlich zur Schau zu stellen, ebenfalls verboten, es sei denn man



beantragte eine Genehmigung, die in den meisten Fällen abgelehnt wurde. Wie in jeder Gesellschaft existierten auch unter den Magiebegabten schwarze Schafe. Solche, die sich einen Scheiß um Ge- und Verbote scherten. Die Schmerz verursachten, in den Nachrichten landeten und so die Vorurteile jener stützten, die bereits schlecht über uns dachten.

»Hey, Erde an Hannah.« Emilias Stimme und das Gefuchtel ihrer Hand vor meiner Nase rissen mich aus meinen trüben Gedanken.

»Entschuldige, was?«

»Wo warst du denn gerade?«

»Nicht anwesend.«

»Habe ich gemerkt.«

»Was habe ich verpasst?« Blinzeln fokussierte ich meinen Blick auf die Sandfläche, auf der inzwischen eine junge Frau mit kurz rasierten Haaren und auffallend knappem Jeansrock dabei war, den Platz in einen Dschungel zu verwandeln. Ihr Name war Tori, wenn ich mich nicht irrte. Sie gehörte zum Abschlussjahrgang und war die mit Abstand extrovertierteste Person, die ich kannte.

»Ein paar Wasserspiele und Mr. Adams in doppelter Ausführung«, beantwortete Emilia meine Frage. Ihre Finger waren noch immer im Fell des Katers vergraben, der inzwischen leise vor sich hin schnarchte und alle Viere von sich gestreckt hatte. Katze müsste man sein. Die hatten deutlich weniger Probleme.

Nach Toris Vorführung folgte ein junger Mann in neonpinkem Hemd und zerrissener Jeans. Seine Schatten flossen wie Seide aus seinen Händen, schluckten selbst den letzten Lichtschimmer und hüllten den Platz für lange Sekunden in eine alles verschlingende Finsternis. Von uns aus wirkte es, als habe sich zu unseren Füßen ein schwarzes Loch aufgetan.

»Wer repräsentiert Luft?«, fragte ich, nachdem der junge Mann

seinen Applaus entgegengenommen und sich zu den anderen gesellt hatte.

»Miss Griffin höchstpersönlich.«

»Als ob.« Kurz glaubte ich, sie würde mich auf den Arm nehmen, aber Emilia neigte selten zu Scherzen. Erstaunt beobachtete ich, wie Miss Griffin sich von Offizierin Freys Seite löste und zurück in den Kreis trat.

»Jetzt wird es interessant«, murmelte Emilia. Allerdings. Es wunderte mich schon arg, dass sich scheinbar niemand aus zwei Jahrgängen gefunden hatte, den Teil zu übernehmen. Gut, ich selbst hatte mich ebenfalls still und heimlich zurückgezogen als Mrs. Grey nachgefragt hatte. Aber erstens konnte ich mit dem Gestarre nicht umgehen – geballte Aufmerksamkeit hatte ich in den ersten anderthalb Jahren an dieser Akademie bereits genug bekommen – und zweitens waren meine Fähigkeiten nicht sonderlich tauglich für Präsentationen solcher Art. Dass Direktorin Griffin sich nun stattdessen in die Mitte stellte, überraschte mich dennoch.

»Luftmagie ist das Element unter den sechs Formen der Magie, das oftmals belächelt wird, weil es weder sichtbar ist wie Feuer, Erde und Wasser noch so beeindruckend scheint wie Schatten und Licht«, begann Miss Griffin. »Sein Spektrum wirkt klein, denn was ist mit Luft schon groß möglich? Gegenstände schweben lassen?« Wie von unsichtbarer Hand getragen, lösten sich mehrere Laternen vom Boden und hingen nun einige Meter über dem Sand. Miss Griffin hatte nicht einmal den kleinen Finger bewegt.

»Wind erzeugen?« Auf Anhieb rauschte eine kräftige Böe über den Platz und brachte das Feuer gefährlich zum Flackern.

»Fliegen?« Die Absätze ihrer High Heels verloren den Kontakt zum Boden. Wie schwerelos geworden stieg sie hoch, bis ihre Füße sich über den Köpfen ihrer Zuschauer befanden.



»All diese Dinge lassen sich bis zur Perfektion trainieren. Bis ihr fähig seid, einen Orkan zu beherrschen, ganze Häuser in die Luft zu heben oder euch meilenweit von einem Ort zum nächsten zu tragen. Ist das zu belächeln? Sicher nicht. Und manchmal ... manchmal da kommt es vor, dass ihr zu den wenigen gehört, die die Ladung der Luft zu ihrem Vorteil manipulieren können. Trennt negative und positive Ladung voneinander. Schafft ein elektrisches Feld. Und dann ...« Miss Griffin hob die Hände vor ihren Körper, die Innenflächen einander zugewandt. Mein Atem stockte, als die ersten Blitze im Raum dazwischen entstanden. Weiß-blau leuchtende Elektrizität, die sich den Handbewegungen der Direktorin beugte wie Marionetten den Fäden ihrer Spieler. Sie dehnte sie, überzog den Himmel mit zuckenden Blitzen, deren Ladung mir selbst aus der Entfernung die Haare zu Berge stehen ließen.

»Jede Art von Magie ist besonders. Ihr tragt die Grundsubstanz in euch. Es kommt ganz darauf an, was ihr draus macht.« Lächelnd ließ Miss Griffin die Arme sinken und ihre Blitze lösten sich knisternd auf, während sie zurück auf den Boden schwebte. Niemand klatschte, aber das war auch nicht nötig, denn die Hochachtung vor dem, was sie uns da gerade spielerisch zur Schau gestellt hatte, stand jedem dort unten ins Gesicht geschrieben. Emilia und mich eingeschlossen. Nur Mr. Fluffington streckte sich gelangweilt und zeigte uns gähnend seine spitzen Zähne.

»Hannah, ich würde sagen, du musst ein bisschen ranklotzen, wenn du auch nur ansatzweise so gut werden willst wie sie«, stellte meine beste Freundin fest.

»Wer sagt, dass ich so werden will sie?«, murmelte ich, während ich innerlich genau das Gegenteil dachte. Ich wollte so werden wie sie. Wollte unbedingt diese Kontrolle und diese Selbstsicherheit lernen, denn das war es, woran es mir am meisten mangelte.